

6. Der Rückzug als Aufbau von Gegenmacht: 1977-1985

»Don't start a commune in 1977!« heißt es auf dem Titelblatt der 25. Ausgabe des Magazins *Communities*. Die Zeitschrift spiegelt damit eine Stimmung wider, die kennzeichnend ist für die Kommunenbewegung der späten 1970er Jahre. Man versuchte die vielen unkoordinierten Projekte aus den Jahren des Aufbruchs und der Zuversicht in langfristig funktionierende Zusammenhänge einzubinden. Waren sich viele Kommunar*innen in den 1960er und frühen 1970er Jahren sicher, Teil einer bereits ablaufenden Umwälzung zu sein, stellten sich die Aktivist*innen diesen Wandel Ende der 1970er Jahre eher als das Ergebnis harter Arbeit vor. Man diskutierte über die richtige Strategie, um Wandel hervorzubringen, und über praktische Lösungen, wie die eigenen Ansprüche am besten umzusetzen wären. Diesen neuen Realismus fängt die Kommunnardin Kat Kinkade mit ihrem Leitartikel ein: »Please don't start a commune in 1977!«.

Kinkade, die noch wenige Jahre zuvor in einem Artikel behauptet hatte, jeder könne eine Kommune gründen, argumentiert, dass das Jahr 1977 nicht der richtige Zeitpunkt dafür sei. Die Chancen auf Erfolg seien gering. Zu oft habe sie gesehen, wie die guten Ideen und die Moral einer Gruppe im Gründungsprozess durch ungenügende Hygiene und Krankheiten zerstört wurden. Natürlich könne man dagegen Vorkehrungen treffen, aber dazu brauche es handwerkliches Geschick und Wissen, das nur wenige der meist weißen Stadtkinder aus der Mittelschicht hätten. Eindringlich beschreibt sie die Armut, welche Kommunar*innen teilweise über mehrere Jahre ertragen mussten, bis erste basale Annehmlichkeiten – Abwasserleitungen, warmes Wasser und genügend Nahrungsmittel – zur Verfügung standen. Dazu kämen Machtkämpfe in noch nicht gefestigten Gruppen. Wenn dann ein unvorhergesehenes Problem auftrete (ein Auto geht kaputt, jemand braucht einen medizinischen Eingriff etc.), sei es um die Gruppe schnell geschehen. Neben diesen Schwierigkeiten, mit denen alle Kommunengründungen zu kämpfen hätten, betreffe zeitgenössische Neugründungen noch eine weitere Schwierigkeit: das Interesse der Öffentlichkeit sei erlahmt und es gebe bereits einige Kommunen, denen man sich anschließen könnte. Heutige Neugründungen dürften daher nicht auf wachsende Mitgliederzahlen hoffen.

Neben diesen Hinweisen auf praktische Probleme, argumentiert Kinkade zudem für eine realistischere Sicht auf neue Projekte. Neue Projekte seien gar nicht dringend notwendig, denn – trotz aller mit ihnen verbundenen Hoffnungen – würden auch sie nicht alle Probleme der Bewegung lösen. Um zu verstehen, wie der überbordende Idealismus der 1960er Jahre in den 1970er Jahren ironisch gebrochen und mit einem neuen Realismus konfrontiert wird, lohnt es sich, eine Passage aus Kinkades Aufsatz komplett zu zitieren.

»Why you will want to start another commune is obvious. For one thing, none of the communes now in existence will suit you. [...] Your brand of psychology, or therapy, or yoga, or religion, will prevent conflicts and struggles of the kind I speak of so knowledgeable. In fact, you can see right away that the major problems are not economic but (a. psychological) (b. spiritual) (c. emotional) (d. sexual) (e. sociological) (f. anthropological) (g. nutritional) (h. several of the above). Your idea is ... (fill in the blank), and it has a high potential for success because it combines the (...) with the (...) and eliminates the undesirable (...), which has been the major problem all along. [...] I'll say it as plainly as I can: No, it won't. No, you can't. No, your theory is not sufficient to deal with the multiple problems of community. No, the solutions you've thought up are not essentially new. And no, another twist in the long tail of communal complications will not help more people to find community. In fact, it will do the opposite.« (#25,4-5)

Kinkades beißende Ironie ist Ausdruck eines neuen Selbstverständnisses. Erstens stellt sie den überschießenden Idealismus der Szene infrage: Die einfache Lösung für gesellschaftliche Probleme gebe es nicht. Zweitens argumentiert sie strategisch aus der Perspektive der Bewegung, dass scheiternde Neugründungen der gesamten Szene schaden, weil potenzielle Kommunard*innen ausgebrannt würden und damit der Bewegung verlorengingen.

Gleichzeitig zeigt Kinkades Aufsatz, dass dieser neue Realismus und das neue Selbstverständnis kein Abgesang auf gesellschaftlichen Wandel war, sondern vielmehr der Versuch, die Bewegung langfristig auf solidere Beine zu stellen. Statt neue Gemeinschaften zu gründen, solle man sich den bereits bestehenden Kommunen anschließen, meint Kinkade. Diese bestünden aus funktionierenden Gruppen und hätten schon einige der Annehmlichkeiten geschaffen, die Neugründungen sich erst noch hart erarbeiten müssten. So werde langfristiger Wandel abgesichert bis es wieder sinnvoll sei, neue Gemeinschaften zu gründen: »Surely we don't expect the expansion of the movement to stop. To my mind, the time to start up again will be when the currently struggling communities are strong, strong enough to lend some help to new groups« (#25,5).

Diese Anekdote ist dem folgenden Kapitel über die Jahre 1976 – 1985 deswegen vorangestellt, weil in ihr die wesentlichen Charakteristika, Fragen und Kämpfe der Zeit aufblitzen. Die Argumentation von Kat Kinkade zeigt, erstens, dass die Pha-

se des wilden Aufbruchs der Kommunenbewegung in den 1970er Jahren langsam zu Ende geht. Sie deutet zweitens schon an, dass die Landkommunen – ehemals die Leuchttürme der Gegenkultur – an Bedeutung verlieren. In den 1970er und 80er Jahren wird das Bild der Bewegung zunehmend von Stadtkommunen und Genossenschaften geprägt. Sie zeigt drittens, dass diese Epoche geprägt ist von einem – wenn auch groben – geteilten Selbstverständnis der Kommunenszene: Das Problem des Scheiterns von Neugründungen besteht für Kinkade immerhin darin, dass die Bewegung insgesamt darunter leidet. Viertens weist diese Erzählung paradigmatisch auf jene Spannung hin, welche den radikalen Widerstand der 1970er/80er Jahre prägt: die Spannung zwischen einem neuen »Realismus« einerseits, der mit einem Anspruch auf Funktionalität verknüpft ist, und dem idealistischen Anspruch, die Gesellschaft radikal umzugestalten, der weiterhin und mit gleicher Vehemenz vertreten wird.

Auf der Ebene des Magazins führt diese Spannung dazu, dass die Herausgeber*innen ständig hin- und hergerissen waren zwischen einer stärkeren Anpassung von *Communities* an den Zeitschriftenmarkt einerseits und der Hoffnung andererseits, dass sich die Zeitschrift langfristig auch so wegen der Qualität ihrer Einsichten durchsetzen würde. Auf der Inhaltsebene spiegelte sich diese Spannung in der Entscheidung der Herausgeber*innen, auch über erfolgreiche Bewegungen zu berichten, die nicht basisdemokratisch organisiert waren. Auf der Ebene der Bewegung schlug sich diese Spannung am Ende gar in einer Trennung nieder zwischen den realistischeren Genossenschaftler*innen und den utopistischeren Kommunard*innen.

Um die Kommunenbewegung in den Jahren 1976 – 1985 zu beschreiben und zu deuten, werde ich zuerst im Detail beleuchten, wie *Communities* in dieser Phase produziert wurde. Hierdurch versuche ich insbesondere implizite Wissensinhalte der Akteur*innen und praktische Probleme der Bewegung nachzuvollziehen (6.1.). Danach rekonstruiere ich anhand der in der Zeitschrift veröffentlichten Artikel die Konturen der Bewegung und deren expliziertes Selbstverständnis (6.2.). Ausgehend von dieser Rekonstruktion, deute ich die Kommunen der Jahre 1976 – 1985 als Widerstand, der durch die Gründung von alternativen Organisationen den eigenen Alltag und die soziale Situation insgesamt radikal zu verändern suchte (6.3.).

6.1 Das Magazin

6.1.1 Produktionsprozess

War der Produktionsprozess der Zeitschrift in den frühen 1970er Jahren von wechselnden Herausgeber*innen und einer dezentralen Struktur geprägt, so änderte sich das im Verlauf des Jahrzehnts. Ab Mitte der 1970er Jahre kann der Produk-

tionsprozess als zentralisiert und stabil beschrieben werden. Von 1977 – 1985 saßen die Hauptverantwortlichen Redakteur*innen der Zeitschrift an zwei Orten: in der Kommune »Twin Oaks«, Virginia, und in einer Stadtkommune in New Haven. Die Kommune »Twin Oaks«, in der es zwischenzeitlich immer wieder Diskussionen über den hohen Arbeitsaufwand gegeben hatte, der mit der Zeitschrift einherging, erklärte sich dennoch bereit, mittelfristig deren Produktion und Distribution sicherzustellen. Dezentralisierung war damit nur noch insofern ein Thema, als Gastautor*innen einzelne Ausgaben der Zeitschrift »adoptieren« konnten. Auch personell begann für die Zeitschrift eine Phase der Stabilität. Als Bewohnerin von »Twin Oaks« übernahm Mellisa Wenig maßgeblich die redaktionelle Verantwortung. In New Haven kümmerte sich der Kommunarde Paul Freundlich (und mitunter Chris Collins) um die Zeitschrift. Da Paul Freundlich im Vorstand der New Havener Non-Profit Organisation »Un-school Educational Services Corporation« saß, wurde auch *Communities* Teil dieser steuerbefreiten Organisation. Mit diesem neuen Team beginnt 1976 also eine Phase der Konsolidierung für das Magazin. Die redaktionelle Arbeit und der Produktionsprozess werden zur Routine.

Zu Beginn der 1980er Jahre gerät diese relativ stabile Konstruktion jedoch langsam ins Wanken. Trotz zahlreicher Versuche, neue Leser*innenkreise für *Communities* zu erschließen, bleibt die Reichweite der Zeitschrift gering. Das hat auch damit zu tun, dass die Herausgeber*innen sich dagegen wehren, diese attraktiver zu gestalten. Wie Paul Freundlich lapidar bemerkt: »we've chosen to avoid the high-powered prose, layout and glossy appeal of mass-oriented publications in favor of quality, process and sincerity. (We're not into easy success.)« (#49, 45).

Die engen finanziellen Rahmenbedingungen und die begrenzte Sichtbarkeit der Zeitschrift führen dazu, dass sich Paul Freundlich und Melissa Wenig, die das Magazin beinahe zehn Jahre lang am Laufen halten, Anfang der 1980er Jahre neue Projekte suchen. Paul Freundlich gründet »Coop America«, deren Ziel eine kooperative, soziale und umweltverträgliche Art des Wirtschaftens ist. »Coop America« soll als Dachgenossenschaft und Vertriebssystem für die Produkte kleinerer Genossenschaften fungieren. Für die Gründung der einigermaßen erfolgreichen Genossenschaft greift Paul auf die durch *Communities* bestehenden Kontakte in Kooperativen und Kommunen zurück. Melissa Wenig verlässt die Kommune »Twin Oaks« im Jahr 1983, sucht sich eine Wohnung in der Stadt und beginnt als Öffentlichkeitsbeauftragte einer Aufnahmestation für Familien zu arbeiten. Sie koordiniert deren Angebot für Opfer von Vergewaltigungen (#61,2). Damit bleibt beiden immer weniger Zeit für *Communities*. Das schlägt sich auch in der Zeitschrift nieder. Anfang der 1980er Jahre werden immer mehr Artikel aus anderen Zeitschriften übernommen. Im Zuge dieser Veränderungen gibt schließlich auch die Gemeinschaft »Twin Oaks« ihr Engagement auf:

»We've seen our work with *Communities* as a ›labor of love‹. It's been a major contribution of ours to the communal and cooperative movement. In exchange, we've developed a lot of fine contacts from the magazine. We've gotten to see many interesting publications and newsletters because of our involvement. We've had access to publicity through the magazine. However, we've also put in 1000 plus hours of work each year for \$0-\$2 per hour. Twin Oaks now wants those work hours to put towards other projects« (#63, 2).

Da ein Neuanfang gemacht werden muss, formuliert das langjährige Herausgeber*innenteam Paul Freundlich und Melissa Wenig im Jahr 1984 schließlich vier Optionen für die Zukunft der Zeitschrift. Diese könnte in der Mitgliederzeitschrift der von Paul Freundlich gegründeten »Coop America« aufgehen. Die zweite Option bestünde darin, *Communities* mit einigen anderen Zeitschriften zusammenzulegen. Drittens liege ein Angebot von einer Gemeinschaft vor, die sich gerne an der Produktion von *Communities* beteiligen würde. Viertens sei man im Notfall auch in der Lage, die Zeitschrift mit wenig Aufwand weiterzuführen, wenn Inhalte komplett übernommen würden. Die Herausgeber*innen fordern ihre Leser*innen auf, mit Ihnen in Kontakt zu treten, um ihre Meinung zu diesen Vorschlägen zu äußern. Noch im selben Jahr präsentiert das Gespann die Zukunft der Zeitschrift: *Communities* soll ab dem Jahr 1985 von der »Stelle«-Gemeinschaft herausgegeben werden. Dass sich damit auch ein Wandel im Stil der Zeitschrift andeutet, zeigt schon die programmatische Ankündigung des neuen Chefredakteurs: »Stelle will seek to widen our relevance to the communities movement; engage the support of strong communities; promote and publicize the magazine; and underwrite our operating costs while we transition towards a stronger, more useful publication« (#64, 3). Knapp zusammengefasst, soll die Zeitschrift also in Zukunft stärker den Mainstream ansprechen.

6.1.1.1 Auflage und Finanzierung

Obwohl sich der Produktionsprozess von *Communities* in den 1970er Jahren deutlich stabilisierte, stand die Zeitschrift finanziell durchweg schlecht da. Das lag aber nicht am geringen Preis. Eine Ausgabe der Zeitschrift kostete im betrachteten Zeitraum am Kiosk zwischen \$1,25 und \$2,50 (inflationsbereinigt entspricht das 2018 etwa 6\$).¹ Ein Jahresabonnement kostete zwischen \$6 und \$10 (entspricht 2018 etwa \$24). Jedoch verzichtete die Zeitschrift auf Werbeanzeigen. Zudem stagnierten die Absatzzahlen. Obwohl die Herausgeber*innen schon im Jahr 1977 als Ziel ausgegeben hatten, die Verbreitung zu verdoppeln (#24, 2), verkaufte sich die Zeitschrift auch in den Folgejahren nicht besser. Mit geringen Abweichungen wurden in der

1 www.in2013dollars.com/1984-dollars-in-2018?amount=2.50.

analysierten Epoche jeweils ca. 5.000 Exemplare jeder Ausgabe verkauft (#61).² Zwar konnten so alle laufenden Ausgaben gedeckt werden, für Löhne reichte es aber kaum. Aufgefangen wurde diese ökonomische Lücke durch die Unterstützung der Kommune »Twin Oaks«, durch staatliche Subventionen, eine Sonderedition der Zeitschrift und die geringen Lebenshaltungskosten der Herausgeber*innen.

Die Kommune »Twin Oaks«, welche schon seit der Gründung der Zeitschrift im Jahr 1972 an deren Produktion und Distribution beteiligt war, entschied sich auch nach dem Ausscheiden der letzten anderen verbleibenden Kommune »LimeSaddle« dafür, *Communities* mittelfristig zu unterstützen. Der besondere Beitrag von »Twin Oaks« bestand darin, die Vergütung der sonst kaum entlohnten Arbeit an der Zeitschrift auf ihre Gemeinschaft zu verteilen. Dies funktionierte, weil die Ökonomie von »Twin Oaks« in den späten 1970er Jahren nach dem sogenannten »Labour Credit«-System organisiert war. Das System sollte gewährleisten, dass die Kommunist*innen in der Verteilung von Arbeit unabhängig vom Arbeitsmarkt waren. Statt individuell Geld durch Lohnarbeit zu verdienen und ihre Hausarbeit privat zu erledigen, musste jede Kommunist*in in »Twin Oaks« pro Woche eine bestimmte Menge an »labour credits« erarbeiten. Die Anzahl an »labour credits«, die man für eine bestimmte Arbeit – egal ob Hausarbeit oder Lohnarbeit – bekam, wurde von der Gemeinschaft festgelegt. Hatte man die festgelegte Menge an »credits« erreicht, so wurde die eigene Versorgung komplett von der Gemeinschaft gewährleistet. Indem also die Arbeit am Magazin *Communities* mit »labour credits« entlohnt wurde, subventionierte die Kommune »Twin Oaks« die Zeitschrift indirekt (vgl. #26). Wie sehr *Communities* davon profitierte, erkennt auch die Herausgeberin Melissa Wenig erst, nachdem sie Twin Oaks verlassen hat:

»I left Twin Oaks thinking [...] that I would have more time and more energy to make it [the magazine] financially solvent. I was out of touch with what it takes to move, to leave one's life and friends, to make new friends, to look for work, to bring in a livelihood, to settle in. At Twin Oaks, *Communities* was the center of my life; it was my work. Suddenly it became peripheral, a hobby.« (#65,2)

Neben dieser Unterstützung durch »Twin Oaks«, profitierte die Zeitschrift in der analysierten Epoche auch von staatlichen Zuschüssen. Durch die Mitarbeit von Paul Freundlich war *Communities* Teil der sogenannten »Un-school Educational Services Corporation« geworden, einer Non-Profit Organisation, die eine alternative Schule betrieb und einen Newsletter herausgab. An diese Organisation war auch ein weiteres Projekt von Paul Freundlich angeschlossen, das »Training for Urban Alternatives« hieß und für das er 1974 \$250.000 vom »National Institute for Mental Health« (inflationbereinigt ca. \$1.280.117 im Jahr 2018) eingeworben hatte. Paul Freundlich hatte glaubhaft darlegen können, dass die Arbeit im Rahmen der New

2 Damit ist keine präzise Angabe zu der Zahl der Leser*innen gemacht. Siehe hierzu FN 16.

Havener Gegenkultur auch der geistigen Gesundheit Einzelner und damit der Gesellschaft zu Gute kam. Seinen Berechnungen zufolge schaffte die Organisation ein Angebot für fast fünf Prozent der Stadtbevölkerung (#83, 10). Neben diesen Geldern profitierten Paul Freundlich und der zwischenzeitliche Mitherausgeber Chris Collins vom sogenannten »Comprehensive Employment and Training Act« (CETA). CETA war von Republikanern und Demokraten gemeinsam dazu aufgelegt worden, Langzeitarbeitslose und Geringverdiener*innen für die Dauer von bis zu zwei Jahren ein (zusätzliches) Gehalt zu ermöglichen, wenn sie für Non-Profits oder staatliche Organisationen arbeiteten. Wie der Name des Programms schon sagt, wurde mit dieser Unterstützung die Hoffnung verbunden, dass Personen durch ihre CETA-finanzierte Arbeit für den ersten Arbeitsmarkt qualifiziert würden. Auch wenn man durch die Auszahlungen das Subsistenzniveau kaum überschritt, wurde dieses Programm von vielen Aktivist*innen der Gegenkultur als Gehalt genutzt, während sie unentgeltlich in Bildungs- oder Pflegeeinrichtungen arbeiteten. Auch Paul Freundlich und Chris Collins erlaubte diese Förderung bis Ausgabe 39 für *Communities* zu arbeiten und dabei ein Gehalt zu beziehen, das zum Überleben reichte. Als jedoch die CETA-Unterstützung auslief und *Communities* finanziell immer noch auf sehr wackeligen Beinen stand, bemerken sie nur lapidar: »Right now we're basically just hoping for the best...« (#39, 0).

Um die leeren Kassen der Zeitschrift dennoch ein wenig zu füllen, geben die Herausgeber*innen Ende der 1970er Jahre eine Sonderausgabe heraus, den sie »A Guide to Cooperative Alternatives« nennen. Sie ist dicker als die Zeitschrift und richtet sich an die Mehrheitsgesellschaft, indem sie einen Überblick über den Stand der »Alternativbewegung« am Ende der 1970er Jahre gibt. Da die Sonderausgabe weitere Bevölkerungskreise anspricht als *Communities* und erheblich teurer ist, spült der Verkauf dieser »Sonderausgabe« noch einmal Geld in die Kassen und führt zu einer erhöhten Sichtbarkeit des Magazins *Communities* (#47).

Nicht zuletzt konnte das Magazin weiterbestehen, weil die Herausgeber*innen Paul Freundlich, Melissa Wenig und Chris Collins bereit waren, unter sehr knappen finanziellen Rahmenbedingungen zu arbeiten. Dabei wurde dieses Arrangement jedoch stets als prekär wahrgenommen.

6.1.1.2 Inhaltliche Ausrichtung und Selbstverständnis

Die beschriebene Konsolidierung des Produktionsprozesses von *Communities* hinterließ auch inhaltliche Spuren. So war die Zeitschrift in der betrachteten Periode viel klarer strukturiert als noch Anfang der 1970er Jahre und von regelmäßig erscheinenden Kolumnen geprägt. Dabei wurden auch wissenschaftliche Inhalte immer stärker akzeptiert: eine Kolumne »Social Sciences« widmete sich gar relevanten Ergebnissen in den Sozialwissenschaften; in der Kolumne »International«

wurde über Kommunen und Entwicklungen in anderen Ländern berichtet; in »Resources« wurden interessante Bücher oder Informationszentren vorgestellt.

Verstand sich *Communities* in den frühen 1970er Jahren als Kommunikationsorgan und Teil einer revolutionären, gegenkulturellen Bewegung, so nahm Ende der 1970er Jahre die Unmittelbarkeit ab, mit der ein Wandel erwartet wurde. An die Stelle des schmalen und zielgerichteten Selbstverständnisses der Zeitschrift – revolutionäre Umwälzungen voranzutreiben – tritt zum Ende der 1970er Jahre zunehmend das breitere Selbstverständnis, Verbindungen innerhalb der Gegenkultur herzustellen und dabei einen Wissenstransfer zwischen den verschiedenen Projekten voranzutreiben. Dabei etablierte sich *Communities* als feste Größe in der Bewegung; die Herausgeber*innen waren gut vernetzt und wurden in der Szene geachtet. Da die Zeitschrift einige Texte prominenter Bewegungsakteur*innen drucken konnte, wurde sie als Avant-garde-Blatt wahrgenommen (#29).

Zwar waren Offenheit und Ehrlichkeit auch schon zu Gründungszeiten der Zeitschrift wichtige Werte der Redaktion gewesen, sie wurden in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren aber noch intensiver gepflegt. Die Herausgeber*innen führten dies auch auf ihre mit einer bestimmten »Reife« einhergehende Selbstsicherheit zurück. Die Fähigkeit, ehrlich und offen sowohl über Erfolge und Misserfolge zu sprechen, »comes from a sense of security and solidity about the paths we follow that relieves us of the need to propagandize about them« (#31,36). Einhergehend damit auch eine zunehmende Pluralisierung der Perspektive(n), die in *Communities* zum Ausdruck kamen.

»*Communities* has changed and matured. Rather than being the mouthpiece for a particular approach like communal living, we've become a forum for a lot of different things that people are doing. From its original utopian models and ambitious, improbable projects, *Communities* has come to a loose form of alternative ›pluralism‹; something short of a defined ideology, which is nevertheless a particular perspective, an observation of alternatives that has to do with their intentionality and sense of community« (#31,40).

Der Fokus von *Communities* auf Kommunen und speziell Landkommunen wurde also zunehmend als zu schmal wahrgenommen. Paul Freundlich, der selbst in New Haven Teil der städtischen Alternativkultur war, legte schon in der ersten von ihm redaktionell betreuten Ausgabe den Fokus auf städtische Gemeinschaften und verschob damit den Schwerpunkt der Inhalte. »Cooperatives, radical human services and people's movements are part of the mix we try to present in *Communities* – along with intentional communities, healing and spirit, humane relationships and economic democracy« (44,2). Sichtbar wird die enorme Bedeutung dieser Blickverschiebung insbesondere daran, dass 1982 sogar der Untertitel der Zeitschrift geändert wird. Statt »*Communities – journal of communal living*« heißt die Zeitschrift nun »*Communities – journal for cooperation*« (#54). Damit wird das Wort »living«, das ja

speziell auf Kommunen und intentionale Gemeinschaften verweist, aus dem Titel gestrichen. Dieser Trend hat auch damit zu tun, dass sich der hauptverantwortliche Redakteur der Zeitschrift, Paul Freundlich, zunehmend für die Genossenschaftsbewegung engagiert und Mitte der 1980er Jahre die bereits erwähnte Dachgenossenschaft »Coop America« gründete.

Im Zuge dieser Neuausrichtung ändert sich aber noch ein wesentliches Merkmal von *Communities*: war es Anfang der 1970er Jahre noch von Bedeutung, dass über Projekte und Initiativen berichtet wurde, die selbst basisdemokratisch verfasst waren und dabei jenen Wandel vorwegnahmen, der erreicht werden sollte, nähert sich *Communities* in den 1980er Jahren immer stärker den Effektivitätsvorstellungen des Mainstreams an. Damit wird die Zeitschrift insofern »realistischer« als anerkannt wird, dass basisdemokratische Organisationsprinzipien unter den gegebenen Umständen ineffektiv sein können. »We ask ourselves if we can afford to ignore those success stories of the woman's movement which have come through hierarchically and non-democratically run organizations« (#61,2).

6.1.2 Das Magazin *Communities*: Austauschplattform der Gegenkultur

Aus dieser Darstellung der Konsolidierungsphase des Magazins 1977 – 1985 wird klar, dass sich *Communities* im betrachteten Zeitraum stark veränderte. Diese Veränderung war getrieben von einer Spannung zwischen Idealismus einerseits – also dem Anspruch eine andere Ordnung hier-und-jetzt zu erschaffen – und einem neuen Realismus andererseits, der sich darin ausdrückte, dass zunehmend die »Funktionalität« bestimmter Maßnahmen im Fokus stand. Dies ging einher mit drei Hauptveränderungen. Erstens verstand sich die Zeitschrift nicht länger als Medium und Treiber einer Revolution, sondern eher als Debattenorgan einer heterogenen Bewegung. Zweitens standen bei *Communities* nicht länger die Landkommunen im Fokus. Stattdessen berichtete die Zeitschrift häufiger über Stadtkommunen, alternative Betriebe sowie auch Produktions- und Konsumgenossenschaften. Drittens galten zunehmend auch jene Projekte als interessant, die nicht selbst basisdemokratisch organisiert waren, aber dafür als effektiv galten.

Diese Rekonstruktion des Produktionsprozesses weist einerseits auf die Blindstellen der Zeitschrift hin: wie schon in den frühen 1970er Jahren, bot *Communities* keine Bühne für gewalttätige oder konservative Gemeinschaften und druckte auch immer weniger Texte von Gruppen, welche auf spontane Unmittelbarkeit setzten. Aber auch Gedichte und verspielte Selbstbespiegelungen fanden nur noch selten ihren Weg in die Zeitschrift. Dafür tauschten sich die Kommunard*innen nun stärker über die Struktur von Genossenschaften aus. Diese Bemerkungen sind einerseits als Einschränkung der Aussagekraft des weiter unten analysierten Materials zu verstehen; andererseits zeigen sie aber auch einen wesentlichen Trend an: denn immerhin wurden diese Einschränkungen praktisch wirksam und führten zu der

spezifischen Form von Bewegung, welche ich hier »die« Kommunenbewegung nenne. Der folgende Abschnitt liefert ein Bild dieser Bewegung in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren.

6.2 Die Bewegung

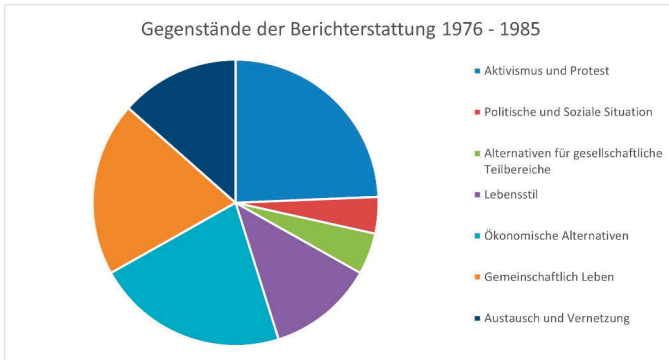
Communities war in den späten 1970er Jahren das Magazin einer Bewegung, die sich in unterschiedlichen Projekten ausprobierte. Die 1960er und frühen 1970er Jahre hatten zur Gründung unterschiedlicher alternativer Organisationen geführt (vgl. #26,42). Das Problem der Spannung zwischen Spontaneität und Gemeinschaft, welche die Bewegung in den frühen 1970er Jahren geprägt hatte, war zugunsten einer stärkeren Formalisierung aufgelöst worden: Die Frage der praktischen Weiterentwicklung der gegründeten Organisationen wurde zum Thema der 1970er und 1980er Jahre. Damit fand auch eine Ausdifferenzierung der Bewegung statt.

Bestand die Kommunenbewegung in den frühen 1970er Jahren noch mehrheitlich aus Landkommunen, so setzte sie sich nun aus unterschiedlichen Organisationen zusammen: Neben Landkommunen prägten auch Stadtkommunen, Produktions- und Konsumgenossenschaften, Kinderkrippen, kollektiv geführte Buchläden und Verlage die Bewegung. Diese Heterogenität spiegelte sich auch in den Artikeln von *Communities*. In der folgenden Darstellung (Abbildung 11) ist abgebildet, von welcher Praxis die im Magazin erschienenen Artikel handelten. Dabei unterscheide ich Texte, die sich mit Aktivismus und Protest beschäftigten (z.B. einer Demonstration), von jenen, die sich mit alternativen Organisationen beschäftigten (z.B. einer alternative Schule), und solchen, die Fragen des Lebensstils diskutieren (z. B. einer neue Ernährungsweise). Ich unterscheide jene Texte, in denen es explizit um gemeinschaftliches Leben geht (z.B. Kommunen), von jenen, die sich mit Austausch und Vernetzung beschäftigen (z.B. dem Magazin), und jenen, welche auf den sozialen Kontext verweisen.

Wie die Graphik zeigt, spielte das gemeinschaftliche Leben in der Phase zwischen 1977 und 1985 weiterhin eine wichtige Rolle für die Bewegung (20 %). Mehr Artikel beschäftigten sich jedoch mit alternativen ökonomischen Organisationen. Am prominentesten waren zu dieser Zeit sogar Diskussionen über Aktivismus (24 %). Insofern aber auch Fragen des Lebensstils (12 %) und der Vernetzung (13 %) thematisiert werden, spiegelt sich die Heterogenität der Bewegung auch in *Communities*.

Sichtbar wird diese Heterogenität zudem in jenen Verzeichnissen bestehender Kommunen, die regelmäßig in der Zeitschrift gedruckt werden: den sogenannten »community directories«. Diese wurden ab dem Ende der 1970er nicht mehr einfach alphabetisch sortiert, wie noch in den 1970er Jahren, sondern immer häufiger entlang bestimmter Dimensionen strukturiert. Diese Struktur erlaubte einen

Abbildung 11



schnellen Zugriff auf jenen Bereich der Bewegung, der die Leser*innen interessierte. Im Verzeichnis des Jahres 1977 konnte man sich den Gruppen der Bewegung anhand der Dimensionen Größe, Ort, Altersstruktur, Organisationsprinzip, Ernährung, Religion und Beziehungen nähern. Um nur einen knappen Überblick zu geben: die größte verzeichnete Gruppe besteht aus 5.000 Mitgliedern, die kleinste nur aus zwei. Etwa drei Viertel der gelisteten Gemeinschaften sind ländlich, das andere Viertel städtisch. Etwa in der Hälfte der Gruppen leben Kinder. Was ihre Organisation angeht, ordnen sich die Gruppen nach den Kategorien »Konsens«, »Mehrheitswahl«, »anarchistisch«, »Walden II« und »Führer/Guru«. Auffällig ist zudem, dass sich nur wenige Gruppen zu Lifestyle-Fragen positionieren. Auch zu Fragen der Ernährung, der Religion und Partnerschaften findet man sehr unterschiedliche Antworten. Es ist also unmöglich in dieser Phase ein »repräsentatives« Projekt auszuwählen.

Kat Kinkades 1977 oben beschriebener Artikel antizipiert einige der Veränderungsprozesse, die sich in den 1980er Jahren voll entfalteten. Die stärkere Formalisierung der Bewegung trug einerseits zu Kontinuität in der Bewegung bei. Gleichzeitig wurden so Fragen nach dem Verhältnis von Idealismus und Realismus virulent. Die aufzubauenden Organisationen sollten egalitär und dennoch ökonomisch stabil, basisdemokratisch organisiert und dennoch politisch schlagkräftig sein. Im Folgenden soll diese Spannung zwischen Idealismus und Realismus noch einmal beleuchtet werden, indem ich die Bewegung anhand der in der Zeitschrift veröffentlichten Texte darstelle. Hierfür nutze ich die im Magazin veröffentlichten Inhalte erstens als Informationsquelle über die Bewegung und zweitens kartografiere ich diese Inhalte, um den Charakter der Bewegung zu beschreiben. Drittens rekonstruiere ich das Selbstverständnis der Bewegung aus jenen Artikeln, welche im Prozess des Kodierens als relevant identifiziert habe.

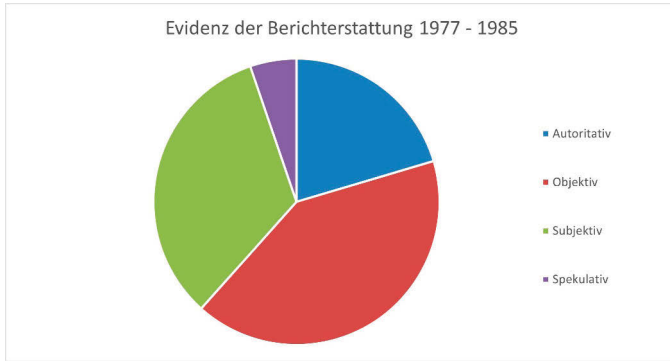
»So here's our story, folks. Contrary to popular opinion, communes, cooperation and community are alive and well in the 80's. Some of us have found that growing up and giving up our ideals are not synonymous. We've found that non-violence, cooperation, spiritual search and feminism are possible where, when and if we can create the worlds/institutions within which respect for those values is customary« (#46,2).

Wie dieses kurze Zitat zeigt, war die Kommunenbewegung der 1970er und 1980er Jahre insbesondere damit beschäftigt, alternative Institutionen aufzubauen, welche ein besseres und gerechteres Leben erlauben sollten. Spontaneität und Authentizität waren zwar als Werte nicht vergessen worden, dennoch war die Ansicht weit verbreitet, dass die Gegenkultur starke Organisationen brauchte: »Because your goal is to empower people. In order to do that against people with money – you know, ›one person, one vote‹ instead of ›one dollar, one vote‹ – you've got to organize« (#51,11). Dass dieser neue Realismus für die Kommunard*innen eine gewisse Anziehungskraft besaß, zeigt sich auch darin, dass in den späten 1970er Jahren einige Kommunard*innen die Kampagne der sogenannten »citizens party« unterstützen, die zwar auf eine radikale Transformation der Verhältnisse setzte, dabei aber mit dem Slogan warb: »common sense solutions through economic democracy« (#51,5).

Insgesamt spiegelte sich dieser neue Realismus auch in den Diskussionen der Kommunard*innen. Im Gegensatz zu den frühen 1970er Jahren, in denen mehr als die Hälfte der in *Communities* veröffentlichten Artikel auf persönliche Erfahrung und individuelle Einsichten verwiesen, spielten nun Daten, Berichte und Statistiken eine stärkere Rolle. Die folgende Graphik (Abbildung 12) stellt dar, auf welche Art von Evidenz sich die in *Communities* veröffentlichten Artikel bezogen. Hier unterscheidet sich zwischen Texten, die auf persönliche Erfahrung verweisen (subjektiv), von jenen, die auf Daten oder Berichte verweisen (objektiv), jenen, die philosophisch sinnieren (spekulativ) und jenen, die Wahrheit behaupten, ohne diese zu belegen (autoritativ). Auffällig ist, dass sich mehr als 40 % der Texte auf eine Art »objektive« Evidenz bezogen. Was in den frühen 1970er Jahren (21 %) eher unüblich war, ist in den 1970er Jahren der gängige Stil. Der neue Realismus der Bewegung zeigt sich zudem in der geringen Bedeutung von »spekulativen« Aufsätzen. Entweder berief man sich auf objektiv messbare Fakten oder auf persönliche Erfahrungen. Das zeigt sich auch an der Art von Texten, die in *Communities* erschienen. War die Sprache der Zeitschrift Anfang der 1970er Jahre noch lebhaft, persönlich und verspielt, so sind viele der in den frühen 1980er Jahren erschienenen Texte eher technisch, strategisch und teilweise langatmig. Einher geht mit diesem neuen Realismus eine neue Stabilität der Projekte und Initiativen. Zwar sprechen Kommunard*innen immer noch davon, dass jedes Jahr fast ein Viertel der Bewohner*innen wechseln würde (#35,11) – das ist aber im Vergleich zu den frühen 1970er

Jahren immer noch eine Stabilisierung. Zudem gibt es weniger Neugründungen von Kommunen und auch weniger Zusammenbrüche.

Abbildung 12



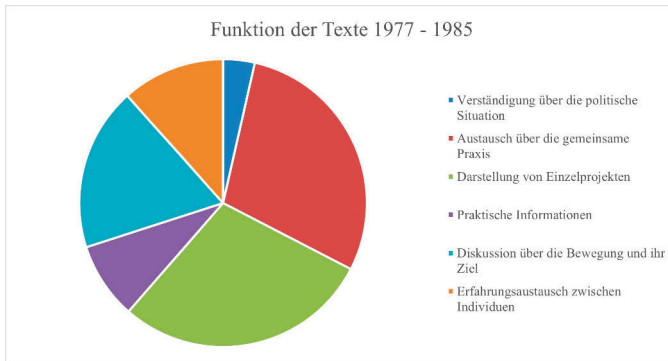
Diese langfristige Projektausrichtung spiegelt sich auch in einer veränderten Altersstruktur, die nicht nur über das Altern der Kommunar*innen erklärt werden kann (#28,9). Ein Kommunarde etwa beobachtet:

»The drug culture came and went. The wild rebels came and went. The escapist came and went. In these times, economically depressed and culturally conservative, the ›alternative society‹ is increasingly given its tone by dropout professionals – people who have finished formal education, started on remunerative careers, acquired some property, started families, and discovered that the fruit for which they had been reaching all their lives was wax« (#28,9).

Zudem aber führte der Fokus auf die effizientere und realistischere Einrichtung der alternativen Organisationen auch zu einer Ausdifferenzierung in der Szene, wie es sie vorher nicht gegeben hatte. Die Herausgeber*innen von *Communities* sind daher in den 1970er/1980er Jahren damit beschäftigt, eine Bewegung zusammenzubinden, die – schon allein wegen sehr unterschiedlicher Anforderungen im Alltag – sich immer weiter voneinander entfernte. Das zeigt sich auch in den Debatten, welche in *Communities* geführt wurden. In der obigen Graphik (Abbildung 13) ist abgetragen, welche Funktion die in der Zeitschrift abgedruckten Texte hatten. Dabei unterscheidet ich Texte, die über die Bewegung und ihre Ausrichtung diskutieren (z.B. »wir müssen politischer werden«), von jenen, welche über die politische Situation in den USA oder in der restlichen Welt diskutieren, und jenen, welche sich über die gemeinsame Praxis austauschen (z.B. »Konsens hat bei uns nicht funktioniert«). Dazu unterscheidet ich Texte, welche ein bestimmtes Projekt vorstellen (»unser Projekt heißt x, wirtschaftlich sind wir soundso aufgestellt«), von jenen

Texten, in welchen sich Individuen über ihre persönlichen Entscheidungen austauschen (z.B. »als ich mich von meinem Mann getrennt habe, tat mir die Kommune gut«), und jenen Texten, die praktische Informationen aufbereiten (z.B. »mit Feuer kochen geht soundso«).

Abbildung 13



Die Graphik zeigt, dass Texte in den Jahren 1977 – 1985 fast nur drei Funktionen hatten. Entweder man tauschte sich über die gemeinsame Praxis aus, um Erfahrungen zu erfragen oder weiterzugeben (29%), man stellte das eigene Projekt vor (29%) oder äußerte sich zur strategischen Ausrichtung der Bewegung. Insgesamt zeigt sich hier, dass *Communities* in den 1970er und 1980er Jahren stark damit beschäftigt war, eine gemeinsame Praxis herzustellen und damit auch eine Bewegung zusammenzuhalten. Einschließlich der Analysen der politischen Situation (4%), die wie immer sehr selten vorkommen, machen alle anderen dargestellten Textarten insgesamt nur ein Viertel der Texte aus.

Diese Ausdifferenzierung der Bewegung zeigt sich auch deutlich darin, dass sich die Kommunard*innen in ihren Argumenten auf sehr unterschiedliche normative Grundlagen beriefen. Einen Einblick in diese normative Fundierung der Diskussionen unter Kommunard*innen, ihrer Gesellschaftskritik und ihres Austauschs, gibt die Aufschlüsselung der Rechtfertigungsordnungen, auf die sie in den Artikeln verwiesen. Noch einmal grob zusammengefasst, benennen Boltanski und Thévenot (2006) die Wertordnung der Gerechtigkeit (staatsbürgerliche Konvention), des Nutzens (Marktkonvention), der Effektivität (industrielle Konvention), der Authentizität (Konvention der Inspiration), der öffentlichen Zustimmung (Konvention der Bekanntheit), der Tradition (häusliche Konvention), der Nachhaltigkeit (ökologische Konvention) und der Projektevaluation (Projektkonvention). Insgesamt ist festzuhalten, dass die Kommunard*innen sich in dieser Phase der Bewegung zuallererst auf die staatsbürgerliche Konvention stützen. Fast jeder zweite

Artikel des Magazins verweist auf jene Ordnung der Gleichheit und des Rechts. Prominent ist die Konvention der Industrie, die etwa in jedem 2,5ten Artikel genannt wird, und die sich auf eine solide und effiziente Organisationsweise bezieht. Erst dahinter folgt die Konvention der Inspiration (fast jeder 5te Artikel) – mit ihren Einsichten in Authentizität und Selbstverwirklichung. Im Vergleich zu den frühen 1970er Jahren haben also die staatsbürgerliche Ordnung und die Ordnung der Inspiration die Ränge getauscht. Interessant ist zudem, dass die Konvention des Marktes wichtiger geworden ist. Über Bilanzen zu sprechen, war unter den Kommunard*innen der frühen 1970er Jahre tabu. In den 1970er/80er Jahren verweist immerhin beinahe jeder vierte Artikel auch auf Marktprinzipien. Dabei hat die Rolle der häuslichen Ordnung sichtbar abgenommen. Auch in den verwendeten Rechtfertigungsordnungen zeigt sich also eine Art Realismus. Bestehende politische Institutionen und mögliche Strategien werden diskutiert und die Kraft des Marktes wird – im Gegensatz zu den frühen 1970er Jahren – als wesentlicher Faktor in die langfristige strategische Planung miteinbezogen.

Jedoch täuscht diese Gesamtdarstellung über Unterschiede innerhalb der Bewegung hinweg, die in der analysierten Phase immer prononcierter werden. Sieht man sich an, wie Rechtfertigungsordnungen und Themen der Texte zusammenhängen, so zeigt sich, dass die Konvention der Inspiration weiterhin eine nicht zu vernachlässigende Rolle für diejenigen spielte, die über gemeinschaftliches Leben berichteten. Die staatsbürgerliche Konvention spielte hingegen insbesondere für die aktivistischeren Teile der Bewegung eine Rolle. Der Markt wird für jene bedeutsam, die sich mit ökonomischen Alternativen beschäftigen. Die Trennung zwischen Idealismus und Realismus, welche im Produktionsprozess der Zeitschrift gezeigt wurde, spiegelt sich also auch in einer Spannung innerhalb der Bewegung wider.

Mitte der 1980er Jahre werden die Spannungen, welche aus dieser Vielfalt resultieren, immer sichtbarer. Dies unterstreicht auch Paul Freundlich am Ende seiner langjährigen Arbeit als Herausgeber von *Communities*:

»For the past decade, *Communities* has been carrying the first-hand reports of folks' effective dreaming; personal documents of the visions which bring people together, and the curious, glorious and disastrous happenings when they do. [...] The many cultural, political, spiritual and economic themes we have explored have meant separation as much as unity. The very qualities of community and the special nature of our collectivities have provided boundaries which no sense of movement has overcome. And so we have been a movement of small groups, often struggling with our virtues« (#58, 2; kursiv im Orig.).

Diese Diagnose von Paul Freundlich deutet schon jene Bruchlinien an, welche die Bewegung Mitte der 1980er Jahre in eher »realistische« Genossenschaftler*innen einerseits und eher »idealistische« Kommunard*innen andererseits teilen. Als nämlich Paul Freundlich, das Bindeglied zwischen Genossenschaften und Kom-

munen, *Communities* verlässt, nehmen die Berichte über Genossenschaften und alternative Betriebe rasant ab und *Communities* fokussiert sich wieder stärker auf gemeinschaftliches Leben. Sichtbar wird diese Bruchlinie auch bereits in der Analyse der Ziele und Selbstverständnisse innerhalb der Bewegung, um die es im folgenden Abschnitt gehen soll.

6.2.1 Gesellschaftsanalyse

In ihrer Gesellschaftsanalyse stellten die Kommunard*innen der späten 1970er und frühen 1980er Jahren insbesondere heraus, dass die amerikanische Gesellschaft ein gewalttätiges Herrschaftssystem sei, weil es Ungleichheiten entlang der Linien Geschlecht, Rasse und Klasse produzierte. Diese Ungleichheiten würden ganze Gruppen von wichtigen Entscheidungen ausschließen, die deren Leben betreffen. So würde die Gesellschaft individualisierte, entfremdete Personen hervorbringen. Insgesamt steuere dieses System auf eine Krise zu, die in Versorgungsengpässen und der ökologischen oder atomaren Selbstzerstörung Ausdruck finden werde. Im Gegensatz zu den frühen 1970er Jahren betonten sie aber weniger, dass es sich dabei um ein Herrschaftssystem handelt, das noch den letzten Winkel der Persönlichkeit infiltriert. Vielmehr weisen die Kommunard*innen auf den hierarchischen und undemokratischen Charakter dieses Herrschaftssystems hin, das insbesondere Menschen mit niedrigem Einkommen, Schwarze Menschen und Personen mit Migrationshintergrund von den wesentlichen Entscheidungen ausschließt.

Auch die Kritik am »politischen System« wird damit etwas abgemildert. Zwar gelten Demokraten und Republikaner – wie schon in den frühen 1970er Jahren – immer noch als »zwei Flügel ein und desselben Lagers« (#51,4). Dennoch wird repräsentative Politik von den Kommunard*innen nicht mehr grundsätzlich abgelehnt. Im Gegenteil sind einige Bewegungsakteur*innen auf lokaler und regionaler Ebene in der Politik aktiv. So ist die Kritik an den politischen Institutionen viel konkreter als in den frühen 1970er Jahren. Kommunard*innen erkannten z.B. an, dass die institutionalisierte Politik ein wichtiges Instrument zur Durchsetzung von Anliegen ist und auch, dass bestimmte Strategien im politischen System von Bedeutung sind, um den eigenen Anliegen Gehör zu verschaffen. Dennoch kritisierten sie, dass sich im politischen Prozess meist jene Akteur*innen durchsetzten, die Absprachen in Hinterzimmern trafen, was basisdemokratische Entscheidungsprozesse meist aushebelte (z.B. #51, 16).

6.2.2 Selbstverständnis

Vor dem Hintergrund dieser Herrschaftsdiagnose verstanden sich die Kommunard*innen als Teil einer heterogenen Bewegung für langfristigen Wandel jenseits von Kommunismus und Kapitalismus: »This is not a monolithic movement. It is a

diverse and multifaceted development – perhaps more a series of related trends« (#55,34). Was diese Bewegung vereinte, war ihr Verständnis, dass radikaler Wandel nur dann erreicht werden würde, wenn Mittel und Zweck zusammengedacht würden. Das ging so weit, dass jeder Bereich des Lebens auf radikalen Wandel ausgerichtet sein sollte. Sogar in Bezug auf eine Kinderkrippe notiert ein Aktivist, der mit »of course« die Selbstverständlichkeit dieser Aussage unterstreicht: »Methods, materials, and politics are, of course, not merely interrelated, but joined inextricably. In promoting a structure for children's play and learning, one does not merely follow prevailing theories of developmental growth; one reflects a politics of work and play (#46,4).

Die Heterogenität der Bewegung ging auch mit bedeutenden Trennlinien einher, die den Aktivist*innen klar vor Augen standen. Die erste Trennlinie verlief zwischen jenen, die relativ klar zu wissen meinten, dass sich die amerikanische Gesellschaft und die Welt gerade fundamental änderten und dass sie selbst Teil dieses Wandels waren (#49,20). Im Gegensatz dazu artikulierten einige Aktivist*innen Zweifel, was die Effektivität der Bewegung anging. Sie waren der Meinung, dass radikaler gesellschaftlicher Wandel nicht einfach so geschaffen werden kann. Denn die Situation sei neu und unbekannt und die Wahl der richtigen Strategie daher sehr schwierig sei. Es gebe schlicht keine Blaupause: »Nobody knows how to take over this country as it is. Too many people have burned out (or been coopted) by going traditional routes« (#24,39).

Eine zweite Trennlinie verlief zwischen Gruppen, die (mittelfristig) unterschiedliche Ziele anvisierten. Während eine Fraktion alle sozialen, ökonomischen und politischen Ungerechtigkeiten auf einen Schlag beseitigen wollte (#24,45), setzten andere eher auf viele richtige Schritte in Richtung Demokratisierung und Dezentralisierung: »What we're looking for all the time is – some kind of decentralized, people-responsive structure for governance. And by governance, what we mean is what it takes to run our lives. That's all we want.« (24,36-37).

Diese beiden Trennlinien gingen einher mit unterschiedlichen Vorstellungen davon, wie genau die Aktivist*innen zu radikalem gesellschaftlichem Wandel beizutragen dachten. Sie verstanden die Kommune oder Gemeinschaft entweder als politische Organisationsform, als Innovationsmotor oder als Rahmen der Selbsttransformation. Damit waren also aus den vier nicht vollkommen voneinander abgrenzbaren Selbstverständnissen der Kommunard*innen der frühen 1970er Jahre (die Kommune als Lernbewegung, als Innovationsmotor, als Rahmen ökonomischen Widerstands, als attraktive Alternative), drei relativ sauber zu trennende Selbstverständnisse geworden.

Die erste Gruppe verstand »Gemeinschaft« primär als Form der politischen Organisation. Zu dieser Gruppe gehörten jene, die argumentierten, dass die Gemeinschaft ein Weg sei, Solidarität zu praktizieren und neue Verhaltensweisen zu entwickeln, um so in der politischen Auseinandersetzung effektiver zu werden (z.B.

#28,3). Ein Aktivist beschreibt die Logik: »We are redoing economics by strengthening the household economy and helping to unravel the centralized system of exploitation as we get free of it. We may not be rich, but we are no longer among the poor who are rendered helpless to improve their own condition« (#62, 38). Auch der Erfolg bestimmter Proteste wird mit einem Gemeinschaftsgefühl erklärt. So schreibt eine Kommunnardin, dass die sogenannten »Seabrooke Proteste« gegen den Bau von Atomkraftwerken deswegen so effektiv waren, weil sie auf einem Gemeinschaftsgefühl basierten, das aus alternativen Organisationen stammte.

»What the press called ›military efficiency‹ or ›discipline‹ was not the result of a hierarchy, but came from the full participation of many people working together out of an exceptionally high level of agreement on purpose, goals, and strategy. And that sense of community [...] is the very vital element that must sustain any long-range effort toward social, political, and personal change« (#28,7-8).

Die Idee des Wandels, die hier artikuliert wird, ist also ein Prozess der Durchsetzung bestimmter politischer Interessen. Die Gemeinschaft spielt hier insofern eine Rolle, als Individuen in und durch sie der eigenen Stimme Gehör verschaffen können.

Im Gegensatz zu jenen, die Gemeinschaft als Basis für antagonistischen Protest sahen, stand die Gruppe, die Gemeinschaft als Innovationsmotor der Gesellschaft sah. So freute sich etwa ein Kommunnarde Mitte der 1980er Jahre: »[C]ooperative housing is no longer an experiment in utopia, but a tried and valuable alternative in the provision of quality homing for millions of people in the United States« (#61,39). Wie dieses Zitat zeigt, verstanden sich die Aktivist*innen in diesem Lager als Teil eines großen Versuchs. Dabei war die Idee nicht mehr, wie in den frühen 1970er Jahren, ein funktionierendes Modell zu schaffen, das andere einfach übernehmen konnten. Vielmehr verstanden sich die Aktivist*innen selbst als Teil eines Projektes in dessen Durchführung sie selbst transformiert werden würden: »In the developing communities movement, people are creating a new society within the old, and are changing it. Not through revolution, but through the long process of exploration and self-development« (#35,14). Kennzeichnend für dieses Selbstverständnis ist die Einsicht, dass das Wissen, wie eine komplexe, nicht hierarchische, demokratische und freie Gesellschaft hergestellt und gestaltet werden könnte, gar nicht fertig verfügbar ist, sondern erst erprobt werden muss. Zu dieser Einsicht gelangten auch jene Gruppen, die sich in den frühen 1970er Jahren noch als Modellprojekt bezeichnet hätten, wie etwa die Kommune »Twin Oaks«: sie sehen sich zum Ende der 1970er Jahre nur noch als »ein Experiment unter vielen« (#49,22). Dabei umfasste dieses Selbstverständnis in den 1980er Jahren auch radikale aktivistische Kräfte, die politisch orientierungslos geworden waren.

»I majored in Marx. I know him backwards and forwards, and he doesn't even light a candle to what's going on here. There's no way in hell to do it except get out there and muck around and try to figure out what's going on and say, *Well, ok I think we ought to change this or that*, you know, because there's absolutely no theory I know that can even give you a glimmer of what to do. [...] you have to go out and pretty much develop it all« (#24,27).

Die Idee des Wandels, die hier artikuliert wird, ähnelt einem Innovationsprozess. Die Gemeinschaft wird hier als eine Art Inkubator verstanden.

Eine dritte Gruppe radikalisierte hingegen die Idee der Selbsttransformation. Sie verstanden sich als Teil einer großen Bewegung des Wandels, der es darum ging, Strahlkraft zu entwickeln.

»Many people are hungry for the hopes that are becoming actualizing in the successful new communities and other alternate institutions. As we become strengthened we must not hide our lights. We must bear the risks of charisma« (#25,35).

Auch wenn dieses Selbstverständnis ähnlich klingt, wie jenes, das Gemeinschaft als Innovationsmotor versteht, gibt es aber wesentlichen Unterschied zwischen beiden Selbstverständnissen. Während sich die erste Gruppe eher als Forscher*innen versteht, sind für diese letzte Gruppe Experimente nicht planbar und nicht intentional. »[A] sense of community cannot be achieved through conscious effort. [...] Communion, quite simply, means learning to love together« (#26,49). In diesem Selbstverständnis vereinen sich eher spirituelle Gruppen mit jenen, die sich als radikal anarchistisch verstanden. Die Idee des Wandels, die hier artikuliert wird, ist ein Prozess des »Erwachens«, der fast von selbst abläuft. Die Gemeinschaft spielt hier eine Rolle als Ausdruck und leuchtendes Beispiel für eine andere Lebensform. Aus der Perspektive dieser Teilgruppe schien die gesamte westliche, analytische Perspektive als Problem, das nicht Teil der Lösung sein würde.

6.2.3 Kritik und Veränderungsansprüche

In der betrachteten Periode wird Kritik innerhalb der Bewegung weniger drastisch formuliert als noch in den frühen 1970er Jahren. Verstanden sich damals noch Teile der Bewegung als revolutionär und bezeichneten andere Teile als »konter-revolutionär«, so war die Kritik aneinander in den 1980er Jahren von größerer Toleranz gekennzeichnet. Insgesamt war man sich einig, dass die Bewegung realistischer werden musste. Dieser neue Realismus war kein Eingeständnis des Scheiterns, sondern wurde von allen Seiten mit dem Anspruch verbunden, radikalen Wandel *wirklich* zu etablieren und auch lebbar zu machen. Im Geiste dieses neuen Realis-

mus adressierten die Vorschläge zur Veränderung der Bewegung in dieser Phase häufig spezifische Verfahren und Praktiken.

»So I think we have a new mix at this point; a reeducated class of people functioning within alternative environments (collectivity, flow, political ideology, business practice). It's not flower power anymore or total rejection, so *now let's get down to business having some serious effect*« (#26,20; kursiv im Orig.).

Durch diese Einigkeit darüber, Wandel effektiv etablieren zu wollen, traten jedoch neue Trennungslinien zu Tage, die zum langsamen Auseinanderdriften der Bewegung führten. Diese Trennlinien verliefen zwischen jenen, die konkrete praktische Maßnahmen vor Augen hatten und diese effektiv umsetzen wollten, und jenen, die sich von der Umsetzung konkreter Maßnahmen kaum Verbesserungen erhofften. Das Auseinanderfallen dieser beiden Flügel in der Friedensbewegung bringt etwa der Aktivist George Lakey auf den Punkt:

»War abolitionists [...] divide into two tendencies. One soft-pedals the sound of abolition and appears, in everyday peace work, to be devoted to this particular arms race, or this particular war. [...] The second tendency is utopian. These abolitionists develop schemes of how the world could manage without war, or they analyze how the dialectical forces of History or the spirit of the New Age will one day create global peace, or they put energy into living peaceably now in intentional communities« (#57, 40-41).

Diese Spannung spiegelte sich auch in Diskussionen über die richtige Strategie der Bewegung. Die eine Seite rief etwa dazu auf, man müsse strategischer vorgehen, wenn man wirklich Wandel erzeugen wolle. »Our organizations and our alternate institutions die because we become obsessed with process, group dynamics, making everybody happy rather than getting a concrete job done« (#33,44). Von der anderen Seite hingegen wurde die Sorge artikuliert, dass man in Diskussionen über die richtige Strategie die Mittel der politischen Auseinandersetzung nicht aus dem Blick verlieren dürfe. Dabei gehe es auch um Gerechtigkeitsfragen innerhalb der Bewegung. Nur so könne ein Ziel erreicht werden, das wirklich erstrebenswert sei. Eine Aktivistin bringt dies wie folgt auf den Punkt: »Not that we are giving up wanting to achieve goals of social change. Far from it! But we try to pay as much attention to how we do things as to what we do in the belief that we must build a ›new‹ society now« (#25,13).

In den 1980er Jahre löste sich ein Teil der Bewegung entlang dieser Perforationslinie ab. Dabei handelte es sich weniger um einen großen Bruch als um das Auseinanderfallen unterschiedlicher Praxisformationen, die nur lose verbunden waren.

6.3 Gesamtdarstellung und Deutung

Die beschriebene Epoche von 1977 – 1985 war – im Gegensatz zu den frühen 1970er Jahren – von einer ökonomischen Krise und Rezession geprägt, welche Klassen- und Verteilungsfragen wieder stärker in den Fokus von sozialen Bewegungen rückten (Brick & Phelps 2015: 177-179). So kam es insbesondere Ende der 1970er Jahre zu einem Aufleben sozialistischer Ideen unter amerikanischen Aktivist*innen (Brick & Phelps 2015: 185). Die Kommunenbewegung spiegelt diesen Trend in ihrem stärkeren wirtschaftlichen Fokus, im Aufleben der Genossenschaftsidee und in ihrer Kritik an wirtschaftlicher Ungleichheit wider.

Die wirtschaftlich schlechte Lage in den 1970er und frühen 1980er Jahre führte zu einer Entfremdung des Mainstreams von den politischen Institutionen. Die Ölkrise Ende der 1970er Jahre, Hyperinflation, hohe Arbeitslosenzahlen und die Absetzung des von der amerikanischen Regierung unterstützten Schahs im Iran trugen ihren Teil dazu bei. Diese Entfremdung kann als noch tiefgreifender bezeichnet werden, als jene der frühen 1970er Jahre, da Kritik an der Regierung und am »Establishment« sowohl von links wie auch von rechts kam (Brick und Phelps 2015: 213). Die Kommunenbewegung positionierte sich quer zu diesen politischen Verhältnissen. Weder stellte sie sich auf die Seite der etablierten Parteien, noch befeuerte sie die ohnehin weitreichende Kritik am »Establishment«. Stattdessen setzte sie sich von beiden Seiten durch den pragmatischen Versuch ab, radikale Alternativen im Kleinen zu etablieren und zu leben.

Zugleich war diese Phase der Kommunenbewegung geprägt von tiefschürfen- den Zweifeln. Als nach 1979 in Kambodscha Leichen und Knochen gefunden wurden (Brick und Phelps 2015: 202-203), breiteten sich in der Kommunenbewegung – die teilweise voller Hoffnung nach China geblickt hatte – Zweifel aus, was Alternativen zum kapitalistischen Modell anging. Auch der medial ausufernd aufbereitete Massenselbstmord einer großen religiösen, intentionalen Gemeinschaft, die sich »Jonestown« nannte, führte mit fast 1.000 Toten zu erheblichen Zweifeln an der Tragfähigkeit von radikalen Alternativen. Nicht zuletzt war die Wahl des konservativen marktliberalen Ronald Reagan zum 40. Präsidenten der USA ein herber Rückschlag für jene Bewegungsakteur*innen, die ihr Kreuz stets links von der demokratischen Partei setzten. Mit Reagan feierte eine konservative, marktliberale Politik ihr Comeback, die in den USA seit der Großen Depression unpopulär gewesen war. Reagans Reformen – teilweise auch Reaganomics genannt – würden in den folgenden Jahren zu einer massiven Umverteilung von unten nach oben führen und die Industrielandschaft in den USA umkrepeln (Brick und Phelps 2015: 225). Insgesamt machte sich damit in der amerikanischen Linken auch ein Gefühl der Machtlosigkeit breit (Brick und Phelps 2015: 217). Dieser Energieverlust spiegelt sich auch in der Kommunenbewegung, die ab den 1980er Jahren zunehmend an Fahrt verlor.

In diesem Kapitel habe ich beschrieben, wie sich *Communities* innerhalb dieses historischen Kontexts als Magazin konsolidierte und zu einem wichtigen Sprachrohr in der erstarkenden gegenkulturellen Bewegung wurde. Dabei gelang es den Herausgeber*innen, über immerhin zehn Jahre hinweg regelmäßig eine eigene Zeitschrift redaktionell zu erstellen, zu produzieren und zu verschicken.

Möglich war dies einerseits, weil Ende der 1970er Jahre noch staatliche Sozialprogramme die Zeitschrift unterstützen. Zudem trugen mittlerweile solide alternative Organisationen, wie z.B. die Kommune »Twin Oaks«, einen Teil der Finanzierung des Magazins, das wirtschaftlich nicht rentabel war. Damit finanzierte »Twin Oaks« eine Zeitschrift, die eine große Anzahl unterschiedlicher Kollektive und Personen verband und diese weniger zu einer Bewegung, denn zu einer Art Föderation machte. Dabei geriet die Zeitschrift aber finanziell immer mehr unter Druck, als mit den 1970er Jahren auch staatliche Unterstützungsprogramme ausliefen. Da die Herausgeber*innen nicht bereit waren, sich den ökonomischen Zwängen anzupassen und das Magazin marktfähiger zu machen, musste es mittelfristig in andere Hände wechseln. Drei wesentliche Ergebnisse zur Kommunenbewegung aus diesem Kapitel möchte ich festhalten.

Erstens handelte es sich bei der Kommunenbewegung der 1970er und 1980er Jahre um radikalen Widerstand. Auch wenn die Herausgeberschaft des Magazins *Communities* nicht mehr an eine revolutionäre Agenda gebunden war, formulierten die Kommunar*innen eine Herrschaftsdiagnose, die insbesondere auf ökonomische und politische Ungleichheitsverhältnisse hinwies. Sie selbst verstanden sie als Teil einer heterogenen Bewegung, die zur Umwälzung dieses Herrschaftssystems beitragen wollte. Dabei unterschieden sich unterschiedliche Gruppen darin, auf welche Art und Weise sie dieses Herrschaftssystem verändern wollten. Für eine erste Gruppe war »Gemeinschaft« das Organisationsprinzip für ihre politischen Aktionen. Sie sahen ihren Rückzug als Möglichkeit, ihre Kräfte zu bündeln, um politisch schlagkräftig zu werden. Eine zweite Gruppe verstand sich als Experimentierfeld für neue Institutionen. Sie waren überzeugt, dass politische Lösungen deswegen nicht gelingen würden, weil gar nicht klar war, was genau zu tun wäre. Eine dritte Gruppe wiederum verstand Gemeinschaft als Rahmen, innerhalb dessen sich die Aktivist*innen selbst transformieren wollten, um als »Leuchttürme« Hoffnung auszusenden. So unterschiedlich diese Selbstverständnisse auch sein mögen, sind sie sich doch in einem Punkt einig: Aus ihrer Perspektive schien die gesamte westliche Sichtweise als Problem; sie suchten nach einer neuen Lebensform. Wir sollten die Kommunenbewegung der 1970er und 1980er Jahre deswegen als radikalen Widerstand ernstnehmen, weil sie eine Herrschaftsdiagnose formulierten, sich selbst als Kraft der fundamentalen Transformation sahen, und begründeten, wieso sie diesen Wandel auf diese spezifische Weise voranbringen wollten.

Als zweites Ergebnis soll hier festgehalten werden, dass sich die Kommunenbewegung als Widerstandsbewegung gegen eine globale oder transnationale Herr-

schaftsformation richtete, deren Zentrum die Kommunard*innen in den USA sahen. Die Kommunard*innen richteten sich gegen transnationale Herrschaft, insofern sie gegen eine drohende nukleare Katastrophe und Umweltzerstörung kämpften. Das Herrschaftssystem schien ihnen dabei so stabil gefügt, dass es von Innen nicht verändert werden konnte. Dabei sahen weite Teile der Bewegung den Staat, die etablierten Institutionen und die Mehrheitsgesellschaft in den USA als Gegenspieler an, die ungerechte Verhältnisse reproduzierten. Gleichzeitig zeigt die Debatte in der Kommunenbewegung zu dieser Zeit, dass die Frage, wie antagonistisch man sich zur Mehrheitsgesellschaft verhalten sollte, umstrittener war, als noch in den 1970er Jahren. Insbesondere jene, die ihre Gemeinschaften als Innovationsmotoren und Orte des Erwachens verstanden, waren skeptisch gegenüber zu kämpferischen Selbstverständnissen – am Ende wollten sie ja friedlich und aus freien Stücken zusammenleben und nicht nur vereint sein im Kampf. Damit war ein Teil der Kommunard*innen von der Überzeugung abgewichen, die noch in den frühen 1970er dominant war: dass die Mehrheitsgesellschaft das zu bekämpfende Problem war.

Drittens zeigt sich in der Beschreibung dieses radikalen Widerstands eine Spannung, welche als spezifische Ausprägung der »Dialektik des Rückzugs« verstanden werden muss. Die Hauptspannung der Bewegung in den 1970er/1980er Jahren bestand darin, dass sie sich zwischen Realismus einerseits und Idealismus andererseits aufrieb. Wie die Geschichte der Zeitschrift zeigt, führte diese Spannungen am Ende der analysierten Epoche einerseits zu einer Abspaltung der Genossenschaften von der Kommunenbewegung. Aber auch innerhalb der Kommunenbewegung wurde die Spannung zum Realismus hin aufgelöst. Während man deutlicher über die bestehende Ordnung hinauszielte als die Genossenschaftler*innen, galt als ausgemacht, dass die in der Gesellschaft wirkenden Kräfte nicht ignoriert werden durften. Diese Hinwendung zur Seite des Realismus wird auch im nächsten Kapitel noch einmal deutlich.

